

## Gesprächsrunde anlässlich der Verleihung des Point – Alpha – Preises am 17. Juni 2010

Bundeskanzler a.D. Helmut Schmidt (HS) befragt von Stiftungsdirektorin Uta Thofern (UT)

- UT: Helmut Schmidt, meine Damen und Herren, Kanzler der Bundesrepublik Deutschland von 1974 bis 1982. Ich danke Ihnen, Herr Schmidt, dass Sie gekommen sind und ich danke Ihnen, dass Sie uns noch ein bisschen Zeit für ein paar Fragen gewährt haben. Sie haben zum Schluss gesagt, man braucht gar keinen Idealismus, um sich für Europa einzusetzen. Das kann man ganz nüchtern und sachlich begründen. Nun sind Sie heute als visionärer Europäer ausgezeichnet worden. Fühlen Sie sich als Visionär treffend charakterisiert?
- HS: Nein.
- UT: Und wie kommt das?
- HS: Also Visionen ist etwas für Philosophen, oder für Theologen, oder für Künstler. Ich bin bloß ein praktischer Politiker.
- UT: Nun könnte man aber Pragmatismus und Pflichtbewusstsein und Zuverlässigkeit, alles Dinge die Sie gerade genannt haben, durchaus auch als Ideal sehen, oder?
- HS: Ich habe nichts dagegen. Aber für mich ist Pflichtbewusstsein zunächst ein Tugend, und kein Ideal.
- UT: Wir haben ja gerade viel über die Geschichte des Nato-Doppelbeschlusses gehört und Sie haben zustimmend genickt, als Richard Schröder gesagt hat, Sie waren damals der bessere Psychologe. Sie haben den Nato-Doppelbeschluss auch als einen wichtigen Schritt zum Weg der Einheit bezeichnet. Aber war Ihnen das damals bewusst, oder konnte Ihnen überhaupt bewusst sein, dass man das heute als einen Meilenstein zum Weg der Einheit feiern würde?
- HS: Nein, das konnte man nicht. Wohl aber war mir bewusst, dass es ein notwendiger Schritt war, um das Gleichgewicht der militärischen Machtaggregate aufrecht zu erhalten. Dieses Gleichgewicht war die Voraussetzung für jegliche Art der Entspannung. Die Entspannung hat eigentlich mit dem Prager Frühling 1968 begonnen, wurde zerstört durch den militärischen Einmarsch der Sowjetunion und hat sich dann fortgesetzt mit der Brandtschen Ostpolitik und der Helsinki-Konferenz. Jetzt sind wir in der Mitte der 70er Jahre. Schritte der Entspannung. Die sowjetische Raketenrüstung SS20, wahrscheinlich hinter dem Rücken des sowjetischen Politbüros beschlossen, wahrscheinlich nur von sowjetischen Militär in Gang gesetzt, war eine Gefährdung dieses schrittweisen Entspannungsprozesses, war eine Gefährdung des zu Grunde liegenden Gleichgewichts. Keiner war stark genug, den anderen notfalls überwältigen zu können. Dieses Gleichgewicht der militärischen Macht ermöglichte die Entspannungspolitik. Und dieses Gleichgewicht wurde gefährdet durch die SS20 Rüstung. Es gab übrigens noch eine zweite militärische Rüstung. Wie hieß denn dieses Bombenflugzeug? Im amerikanischen Militärslang hieß es „Backfire Bomber“. Es waren also zwei Sachen: „SS20 Raketen“ und „Backfire Bomber“.
- UT: Das Gleichgewicht, das Sie gerade ansprachen diente doch eigentlich mehr der Erhaltung des Status Quo. Und Sie haben ja selbst auch gesagt, mit der Wiedervereinigung rechneten Sie zu Ihren Lebzeiten nicht. Hat die Einheit damals in der Tagespolitik überhaupt eine Rolle gespielt?
- HS: Nicht in der Tagespolitik, aber in der zu Grunde liegenden Ideenwelt. Bei vielen Politikern im Westen und manchen Menschen auch in der DDR, weniger der dortigen

Politiker, hat die Vorstellung der Einheit der deutschen Nationen nach wie vor eine riesige Rolle gespielt. Nicht in der Tagespolitik, nicht, wenn es darum geht, die Mehrwertsteuer um einen Prozent zu erhöhen, oder die Einkommensteuerspitzenätze um zwei Prozent zu ermäßigen: Das ist Tagespolitik. Dabei hat es - für diese Tagespolitik - keine Rolle gespielt.

UT: Sie haben auch über den Widerstand gesprochen. Beim KSZE-Beschluss damals war es eigentlich hauptsächlich die damalige Opposition aus CDU und CSU, die dagegen war. Beim Doppelbeschluss war es dann die Bevölkerung, zumindest die, die auf die Straße ging und auch die eigene Partei. Was hat Ihnen damals die Kraft gegeben, das auszuhalten?

HS: Das weiß ich nicht. Die Kraft hat mir der Liebe Gott mitgegeben, oder die Gene.

UT: Sie haben Ihre Gründe für den Doppelbeschluss kurz erläutert. Da war ja auch eine gewissen Sorge dabei: Im Zweifelsfall könnten uns die Amerikaner doch im Stich lassen. Ich weiß nicht, was unsere amerikanischen Freunde, die heute hier sind, dazu sagen, wie Sie darauf kamen, aber Sie hatten auch einen zweiten Grund. Nämlich die Angst, dass die Deutschen sich im Zweifelsfall ganz schnell der Diktatur unterwerfen würden. Welche Sorge war denn damals für Sie die größere?

HS: Das ist nicht so wichtig. Beide Sorgen sind Ernst zu nehmen gewesen. Aber die Formulierung, die Sie gebraucht haben, die kann ich nicht akzeptieren. Es war nicht meine Sorge, dass die Amerikaner uns im Stich lassen würden, sondern ich sprach von einer ungewissen Zukunft, von einem Präsidenten, den man noch gar nicht kannte. Man kannte noch nicht einmal die Kandidaturen für die spätere Präsidentschaft. Ich sprach von der Ungewissheit, wie ein dann im Amt befindlicher amerikanischer Präsident, dem keine entsprechenden Werkzeuge zur Verfügung standen, außer den strategischen Langstreckenraketen, wie der reagieren würde, falls von sowjetischer Seite jemand Deutschland nötigen würde, etwas zu tun oder etwas zu unterlassen, mit einem Seitenblick auf seine SS20 Raketen. Ohne eigene Gegendrohung wäre der amerikanische Präsident angewiesen gewesen zu überlegen „Soll ich den großen Knüppel nehmen und Moskau zerstören? Soll ich einen atomaren Weltkrieg riskieren, bloß wegen der damals, nicht ganz, 60 Millionen Westdeutschen?“ Das hatte mit der Zuverlässigkeit Amerikas nichts zu tun. Man muss sich versetzen in die Notlage, in die ein solcher amerikanischer Präsident hätte kommen können, wenn es den Doppelbeschluss und seine Durchführung nicht gegeben hätte!

UT: Sie haben aber auch die deutsche Ängstlichkeit erwähnt und angeschnitten, dass man Ängstlichkeit auch leicht missbrauchen kann. Ich glaube aber, Sie selbst hatten auch Angst vor dem Krieg. Und wenn man Sie über den Krieg sprechen hört, dann weiß man warum: Sie haben teilgenommen. Und Sie werden in Ihrer Sprache immer nur drastisch, wenn es um den Krieg geht und nur dann sprechen Sie von „Scheiße“. Warum, glauben Sie, haben die Menschen das damals nicht verstanden, dass Sie auch gegen den Krieg waren?

HS: Die meisten Menschen haben das schon verstanden, nur die paar Hunderttausend, die dann demonstriert haben, die wollten das nicht verstehen. Ich kann Ihnen sozusagen im Vertrauen erzählen: Herr Honecker hat den Quatsch nicht geglaubt. Der hatte genauso Angst vor diesen „Scheißraketen“ wie ich.

UT: Haben Sie darüber mit Ihm gesprochen am Werbellinsee?

HS: Ja, mit Sicherheit. Und das Wort „Scheißraketen“ hat er zuerst gebraucht.

- UT: Nun haben aber sicherlich die Leute, die damals auf die Straße gegangen sind, es ja gut gemeint. Wobei „gut gemeint“ ja nicht immer gut ist. Und es haben vielleicht auch viele dieses demagogische Spiel mit der Angst nicht richtig durchschaut. Richard Schröder hat das ja angedeutet, da steckte ja durchaus auch Politik dahinter. Und die Friedensbewegung war zum Teil von der DDR finanziert. Wie sehen Sie das heute im Rückblick?
- HS: Mit Milde und mit Bedauern.
- UT: Aber - Sie sind ja auch einmal „Oberlehrer der Nation“ genannt worden - aber das Bedürfnis belehrend zu wirken haben Sie nicht mehr?!
- HS: Ich habe durchaus das Bedürfnis mich mitzuteilen. Wenn Sie das „belehren“ nennen, habe ich nichts dagegen. Was ich vorhin versucht habe zu sagen, nämlich die Bedeutung der Stetigkeit und der Zuverlässigkeit Deutschlands in den Augen unserer Nachbarn in Europa, in den Augen der Franzosen, der Polen, der Tschechen, der Holländer, der Belgier, der Dänen, auch der Russen. Wenn Sie wollen, können Sie das belehren nennen oder „Oberlehrer“. Mir ist das Wurst. Das war meine Meinung und die wollte ich an den Mann bringen.
- UT: Damit sind wir ja schon wieder beim Thema Europa. Und Sie haben mir zwar zur Begrüßung gesagt, über Tagespolitik sprechen Sie nicht so gerne, aber Sie haben Europa ja selbst angeschnitten. Und die Frage für mich ist im Moment: Müssen wir uns um den Zusammenhalt, den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Europa, Sorgen machen? Oder ist es eher die Politik, die im Moment Schwierigkeiten hat?
- HS: Die politische Zusammenarbeit der europäischen Nationen und der Nationalstaaten ist keine Selbstverständlichkeit! Wenn man zum Beispiel in der deutschen Geschichte zurück denkt: Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, einen Ersten Weltkrieg vier Jahre lang. Dann Hitlers Zweiten Weltkrieg vier Jahre, fünf Jahre lang. Dann drei Kriege, die Bismarck geführt hat: Einen gegen Dänemark, einen gegen Österreich, einen gegen Frankreich, 1870. Dann die Kriege gegen Napoleon, die Befreiungskriege am Anfang des 19. Jahrhunderts. Was wir seit 1949 erlebt haben, 61 Jahre des Friedens, ist in der deutschen und in der europäischen Geschichte einmalig. Das ist ein unglaublicher Erfolg! Ein unglaublicher Erfolg, wobei ein großer Teil der Wegstrecke in die Zeit des kalten Krieges fällt. Und da muss man, um noch einmal auf das atlantische Bündnis zurück zu kommen, sich darüber im Klaren sein. Ohne den Rückhalt der Vereinigten Staaten von Amerika hätten wir das Gleichgewicht nicht aufrecht erhalten können, hätten vielleicht keinen Krieg erleben müssen, wohl aber Einmärsche sowjetischer Truppen in andere Staaten. Das haben wir erlebt in Ungarn, das haben wir erlebt in der Tschechoslowakei, und das hätten wir auch andern Orts erleben können, wenn es das atlantische Bündnis und das militärische Gleichgewicht nicht gegeben hätte. Zurück zur Periode „60 Jahre Frieden“. Wir sind jetzt im 61. Jahr. Wenn wir noch mal 60 Jahre Frieden in Europa zustande brächten, dann wäre das für die Weltgeschichte ein absoluter Umsturz, etwas ganz Neues. Aber das zu Stande zu bringen die nächsten 60 Jahre, das setzt voraus, dass man schrittweise das Verhältnis der Völker, der einzelnen Menschen in den Völkern, zueinander verbessert und miteinander redet. Ich will mal eine Geschichte erzählen: 1939. Meine Frau studierte damals. Sie wollte Lehrerin werden. Und einige Studenten und ihr Professor interessierten sich für das Niederdeutsche, die plattdeutsche Sprache. Und für die Verwandtschaft zwischen dem Plattdeutschen und dem Holländischen und dem Flämischen. Und da machte sich so eine Gruppe von Studenten samt ihrem Professor auf und reiste nach Holland und nach Belgien. Schliefen zum Teil bei den Bauern im Stroh, zum Teil wohl

auch in Jugendherbergen. Und in Belgien kamen sie ins Gespräch mit Leuten in einer Dorfkneipe, die redeten Plattdeutsch und die redeten Flämisch. Und plötzlich merkten diese flämischen Gastgeber, dass sie es mit Deutschen zu tun hatten. Und das war ein Dorf in den Schlachtfeldern von 1916 und 1917. Und die Menschen erstarrten. „Um Gottes Willen, das sind ja Deutsche!“ So etwas könnte es heute immer noch irgendwo geben in Europa. Und wir Deutschen haben nicht immer dazu geneigt, unser Licht unter den Scheffel zu stellen. Manchmal haben wir das Licht auf den Scheffel gestellt, und manchmal war da gar kein Licht. Zu Zeiten Wilhelms II., zum Beispiel. Die Deutschen neigen nicht unbedingt dazu, gute Nachbarschaft zu pflegen mit allen Nachbarn. Wir müssen das lernen. Das kostet Anstrengung und bisweilen auch Überwindung. Und bisweilen kostet das auch ein kleines Opfer. Das ist ja nicht nur so zwischen Nachbarn im Reihenhaus links und im Reihenhaus in der Mitte und im Endreihenhaus auf der linken Seite. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, das gilt auch im Verkehr zwischen Staaten und Völkern. Kleine Opfer muss man bringen. Manchmal muss man sogar ein großes Opfer bringen. Die Deutschen haben sich eingebildet, sie brächten ein großes Opfer, als Mitterand verlangte von Kohl, eine gemeinsame Währung zu schaffen. Die Deutschen haben sich eingebildet „Was? Wir sollen die D-Mark aufgeben? Das wollen wir nicht. Ein großes Opfer.“ In Wirklichkeit haben sie eine Währung gekriegt, die stabiler ist, nach innen und nach außen, als die D-Mark jemals war. Das haben sie auch noch nicht begriffen.

--- an dieser Stelle gibt es wegen der Abmoderation der MDR-TV-Übertragung eine kurze Lücke im Mitschnitt ---

UT: ... oder universelle Werte, die wir in Europa schon länger pflegen können?

HS: Das ist eigentlich eine Frage für Geschichtsphilosophen, die Sie hier stellen. Und ich gehöre nicht zu denen. Deshalb ist meine Antwort sehr vorläufig und wahrscheinlich sehr unvollkommen. Aber ich muss als erstes darauf aufmerksam machen, dass es keine gemeinsame Sprache der Europäer gibt. Das ist ein ganz großes Erschwernis für die europäische Integration. Zum Beispiel haben mein Freund Giscard D'Estaing und ich uns immer englisch verständigt. Nur wenn es um allzu genaue Details ging, dann brauchten wir Dolmetscher, die die Detailausdrücke aus der Finanzwelt ins Französische oder ins Deutsche übersetzten. Wir hatten keine gemeinsame Sprache, außer Englisch. Die Italiener und die Dänen haben keine gemeinsame Sprache. Es sei denn, die Dänen haben Latein gelernt und die Italiener haben Latein gelernt. Aber das sind nur die Theologen, die Latein gelernt haben, und die heutzutage schlechter als vor 60 Jahren. Wir haben keine gemeinsame Sprache, das ist eine große Erschwernis. Wir haben eigentlich, nicht wirklich, eine gemeinsame Religion. Denn wenn man sieht, wie Katholiken und Evangelische über Jahrhunderte lange sich gegenseitig bekriegt haben, in Nordirland noch bis gestern, dann ist es ein bisschen illusionär, wenn man sich einredet, oder einreden möchte, wir hätten doch eine gemeinsame religiöse Grundlage. Ganz abgesehen davon, dass inzwischen sehr viele Menschen sich von ihren Kirchen innerlich abgewendet haben. Aber sie zahlen noch ihre Kirchensteuer, sind auch noch Mitglied, lassen sich auch noch taufen, auch noch die Eheschließung – aber das ist es dann. Viele haben sich abgewendet, trotzdem ist es richtig zu sagen, dass die christliche Grundüberzeugung ein Teil der europäischen Gemeinsamkeiten ist. Ein anderer Teil ist die europäische Aufklärung, die ihren Ursprung in Frankreich, in Holland, in England hatte, zum Teil in Amerika. Wenn Sie an 1848 denken, die Frankfurter Paulskirche. Die wichtigsten politisch-geistigen

Anstöße für die Paulskirche kamen aus den USA. Die ihrerseits hatten ihre Anstöße bezogen aus der französischen Revolution und aus der englischen Staatspraxis. Das heißt, die Aufklärung, die hat es so in Russland nicht gegeben, hat es so in China nicht gegeben, hat es so in anderen Teilen der Welt nicht gegeben. Das ist ein wesentlicher Teil der Gemeinsamkeiten in Europa. Schließt Tschechien ein, schließt Ungarn ein, schließt Polen ein, die drei baltischen Republiken. Da bin ich ewig nicht gewesen, das kann ich nicht so richtig beurteilen. Aber das schließt den größten Teil Europas ein. Nicht notwendigerweise alle Völker auf dem Balkan. Und ganz gewiss nicht die Türkei. Also, Sie haben nach den Gemeinsamkeiten gefragt: Eine müssen wir erst herstellen. Der Versuch eine gemeinsame Sprache herzustellen, den hat mal einer gemacht. Der ist missglückt mit dem Esperanto. Das wird wohl nichts. Vielleicht wird Englisch die gemeinsame Sprache, das weiß man nicht. Wenn ich mich an die Stelle der Franzosen denke, ist das ein Horror für die. Für die Norddeutschen ist es leichter. Für die Süddeutschen ist es auch schwieriger. Das die in Oberbayern in Zukunft auch alle Englisch verstehen und reden sollen, das ist noch ein ziemliches Stück Arbeit für die. Aber ich gönne jedem diese Anstrengung.

UT: Ja, Sie sprechen ja auch perfekt Englisch und an der Stelle muss ich jetzt einfach mal fragen. Wenn ich mich an Ihre Kanzlerschaft erinnere, vor allem an Bilder erinnere, sind Sie immer und sind es heute noch, ein sehr gepflegter, sehr gut aussehender Mann gewesen und auch eben jemand, der perfekt Englisch spricht. Auch jemand, der damit stilbildend gewirkt hat, zumindest für meine Generation. Deswegen wüsste ich von Ihnen gerne, erstens: War Ihnen das bewusst, haben Sie das eingesetzt? Und zweitens: Welche Rolle spielt eigentlich Attraktivität und Äußerlichkeiten in der Politik?

HS: Darüber habe ich nicht wirklich nachgedacht bisher, muss ich sagen. Heutzutage, im Zeitalter des Fernsehens, spielt natürlich die äußere Erscheinung einer Frau oder eines Mannes eine erheblich große Rolle. Für das Urteil, das der Fernsehzuschauer sich über die Person bildet, vielleicht eine zu große Rolle. Und für die Politiker ist es eine Versuchung, möglichst so zu erscheinen, dass ich einen sympathischen Eindruck auf die Wählerinnen und Wähler mache. Das ist eine große Versuchung zum Opportunismus. Es gibt in der Politik die ewige Versuchung zum Opportunismus, die ist im Zeitalter des Fernsehens und der elektronischen Medien noch gestiegen. Es ist eine der vielen Gefährdungen jeder Demokratie. Jemand, der dem Publikum unangenehm ist und unsympathisch, der wird nicht gewählt. Also geben die sich alle Mühe, sympathisch zu erscheinen. Einige bleiben trotzdem unsympathisch.

UT: Interessanterweise scheinen die Medien aber teilweise auch eine Einladung zur Unhöflichkeit zu sein. Wenn man die Diskussion der letzten Woche so verfolgt, hat vielleicht die Mediendemokratie auch Schuld an dem, was Horst Köhler diese Woche noch einmal beklagt hat, dass der Respekt voreinander nachlässt. Nehmen Sie das auch so wahr?

HS: Das weiß ich nicht, ob der wirklich nachlässt. Nehmen Sie zwei der schlimmsten Demagogen, die der Bundestag je gekannt hat. Der eine hieß Franz Josef Strauß, der andere hieß Schmidt. Aber wir hatten beide voreinander Respekt, das kann ich Ihnen versichern. Und da muss ich noch eins hinzufügen, was die meisten gar nicht gemerkt haben: Außerdem haben wir uns privat ganz zivilisiert miteinander unterhalten.

UT: Sie haben einmal gesagt: Politik ist Kampfsport. Und da ist ja auch „sportlich“ mit drin.

- HS: Hmm, das bleibt richtig. Kampfsport und Mannschaftssport. So wie Fußball oder Hockey ist es ein Mannschaftssport. Nichts offizielles. Politik ist ein Mannschaftssport.
- UT: Manchmal muss man sich ja auch mit der bis dato gegnerischen Mannschaft verbünden. Sie wollten zwar nicht tagespolitisch werden, aber ich frage jetzt trotzdem einmal: Nachdem Sie nach dem Krieg im deutschen sozialistischen Studentenbund engagiert waren, haben Sie in den 60er Jahren immer für eine sehr klare Abgrenzung nach links außen plädiert. Ist das eine grundsätzliche Geschichte, völlig unabhängig von der Tagespolitik?
- HS: Das ist völlig unabhängig von der Tagespolitik. Der SDS der Jahre 1946 bis 1949 war ein sehr anständiger Verein junger Leute, die aus dem Krieg nach Hause kamen. Die Frauen kamen aus dem Arbeitsdienst oder was sie sonst haben machen müssen, aus der Fabrik. Und fingen an zu studieren und vor allen Dingen wollten wir Demokratie lernen. Wir wussten doch gar nicht, was das ist. Wir waren in der Nazi-Zeit groß geworden. Von denen haben wir nur gehört, Demokratie sei etwas Schlechtes, sei etwas Verächtliches. Aber was sie wirklich ist, woher sollten wir das wissen? Das wollten wir jetzt lernen. Dazu hat man sich zusammengeschlossen. Und da gab es auch noch andere Vereine: einer hieß SDS, einer hieß RCDS, weiß der Kuckuck was. Das waren im wesentlichen Kriegsteilnehmer, die fest entschlossen waren, ihren Teil dazu beizutragen, dass sich so was wie die Nazi-Zeit und Krieg nicht wiederholen kann. Aber wie man das macht, das wussten wir noch gar nicht. Das mussten wir erst lernen. Da haben es die heutigen jungen Leute viel leichter. Und wir haben nicht alle nur das Richtige gelernt, haben sicherlich auch zum Teil Falsches gelernt. Zum Teil haben wir dicke Fehler gemacht. Aber ehrlich war das Bemühen, beizutragen, dass diese ganze Scheiße sich nicht wiederholen darf. Das war ganz echt!
- UT: Ich glaube, wenn es nach den Menschen hier ginge, könnten Sie noch stundenlang bleiben. Aber ich weiß, dass Sie irgendwann zurück nach Hamburg müssen. Wir machen das hier am Point Alpha eigentlich immer so, dass wir zum Schluss die Nationalhymne singen. Und ich würde dazu gerne noch mal den Vorstand des Kuratoriums Deutscher Einheit auf die Bühne bitten und würde mich freuen, wenn auch unsere Ehrengäste in der ersten Reihe sich anschließen würden, mit uns gemeinsam zu singen. Und weil das jetzt ein bisschen dauert, bis die alle hier oben sind, möchte ich von Ihnen einmal wissen, was Sie eigentlich denken, wenn Sie die Nationalhymne singen?! Ist das für Sie immer dasselbe oder jedes Mal etwas anderes?
- HS: Ich bin gar nicht sicher, dass ich dabei denke. Aber vielleicht darf ich noch ein Wort hinzufügen: Das, was wir Deutschen lernen müssen ist, dass beides zusammen gehört; das nationale Bewusstsein, der Stolz auf das eigene Land und das, was es zustande gebracht hat. Aber gleichzeitig das Bewusstsein, von der dringenden Notwendigkeit guter Nachbarschaft in Europa. Beides zusammen. Die Nationalhymne redet nur von uns; von Einigkeit und Recht und Freiheit in Deutschland. Eine europäische Hymne gibt es bisher nicht. Es wäre nicht ganz abwegig, an unsere Poeten zu appellieren, sich darüber einmal den Kopf zu zerbrechen.
- UT: Vielen Dank. Das war ein wunderschönes Schlusswort und das Wehrbereichsmusikkorps III spielt uns jetzt die Hymne.